



LEIBIGER, J.:
WIRTSCHAFTSWACHSTUM.
MECHANISMEN,
WIDERSPRÜCHE UND GRENZEN

PapyRossa Verlag,
Köln 2016

ISBN 978-3-89438-607-8
138 Seiten, 9,90 €



ZINN, K. G.:
VOM KAPITALISMUS OHNE
WACHSTUM ZUR MARKTWIRTSCHAFT
OHNE KAPITALISMUS

VSA Verlag,
Hamburg 2015

ISBN 978-3-89965-651-0
160 Seiten, 16,80 €

Die sich zuspitzende Umweltproblematik, die zuletzt durch die sich häufenden weltweiten Extremwetterlagen stark ins öffentliche Bewusstsein gerückt ist, haben vor dem Hintergrund anhaltend niedriger Wachstumsraten in den westlichen Industrieländern zu einer neuen Debatte über Sinn, Notwendigkeit und Grenzen von wirtschaftlichem Wachstum geführt.

Im Zentrum steht die Frage, ob wirtschaftliches Wachstum in Zukunft überhaupt noch möglich ist und welche Auswirkungen sich daraus für den vorherrschenden Kapitalismus ergeben. Zwei Bücher versuchen aus unterschiedlichen Perspektiven Antworten auf diese Frage zu geben: Der emeritierte Aachener Ökonom Karl Georg Zinn argumentiert auf dem Fundament Keynesianischer Theorie, der habilitierte ostdeutsche Ökonom Jürgen Leibiger aus marxistischer Perspektive. Insofern geben diese beiden Veröffentlichungen einen ausgezeichneten Überblick über die Bandbreite „linker“ bzw. „alternativer“ ökonomischer Sichtweisen zur Wachstumsproblematik. Sie unterscheiden sich in ihrer wachstumskritischen Grundhaltung grundsätzlich von neoklassischen bzw. neoliberalen Ansätzen, die bis heute jeder Wachstumskritik ablehnend gegenüberstehen, im wirtschaftlichen Wachstum sogar eine notwendige Begleiterscheinung menschlicher Zivilisation sehen.

Jürgen Leibiger gibt in seiner Veröffentlichung auf knapp 140 Seiten einen auf wesentliche Aspekte bezogenen Überblick über die marxistische Wachstumstheorie. Diese ist eingebettet in eine grundlegende Auseinandersetzung mit dem Wachstumsbegriff und der Problematik seiner Messung (S. 13–22). Darüber hinaus findet sich eine knappe Darstellung der Spezifika vorhandener Wachstumstheorien (S. 115–134). Sein Hauptaugenmerk gilt aber der Darstellung der Wachstumsproblematik aus marxistischer Sicht, ist also auf das „System Kapitalismus“ bezogen, das Wachstum gewissermaßen ebenso braucht wie der Mensch Luft zum Atmen. Wachstum ist damit letztlich kein Mittel, um den Wohlstand der Menschen zu steigern, sondern Selbstzweck. Es geht nicht um die Schaffung von Gebrauchswerten, sondern um die „maßlose“ Vergrößerung des Kapitals (S. 30), denen sich die einzelnen Kapitalisten im Konkurrenzprozess nicht entziehen können. Leibiger zitiert hier die berühmt gewordene Stelle aus Marx' „Kapital“: „Die ‚Konkurrenz‘ herrscht jedem individuellen Kapitalisten die immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise als äußere Zwangsgesetze auf.“ Zum Wachstum gibt es danach im Kapitalismus keine Alternative – ob dies mit den menschlichen Bedarfen übereinstimmt oder nicht. „Wachsen oder sterben“ scheint die Alternative zu sein, vor der der Kapitalismus steht. Vor diesem Hintergrund bleibt „dem Kapitalismus“ nichts anderes übrig, als bei Strafe des Untergangs immer weiter zu wachsen, und er entwickelt dafür ausgeklügelte Strategien. Leibiger sympathisiert mit dieser Sichtweise, wenn er schreibt, dass der „Drang zur Steigerung des Konsums [...] mehr oder weniger vielen Bevölkerungsschichten eigen [ist]“ – und wo es hapert, wird eben mit ausgeklügelten Werbestrategien nachgeholfen (S. 35f.).

Aber offensichtlich ist es mit dem Zwangsgesetz doch nicht so weit her, denn Leibiger muss eingestehen, dass heute „Wirtschaftswachstum [...] ohne staatliche Wachstumspolitik nicht mehr denkbar [ist]“ (S. 36). Diese habe sogar dazu geführt, dass „die Wachstumskurve ab den 1950er Jahren im Vergleich zu früheren Jahrzehnten steiler nach oben zeigt“ (S. 37). Dies ist freilich eine zu hinterfragende Sichtweise. Richtig ist, dass alle von den großen Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs betroffenen Ökonomien zunächst im Vergleich zur Vorkriegsentwicklung deutlich höhere Wachstumsraten zu verzeichnen hatten. Damit dokumentiert sich jedoch gerade kein ökonomisches Gesetz, sondern schlicht die Tatsache, dass zerstörte Gebrauchswerte massenhaft wiederhergestellt werden mussten. Nachdem dieser Wiederaufbau vorangekommen war, weisen die Wachstumsraten einen kontinuierlichen Rückgang auf: In Deutschland gingen sie – und der Trend ist symptomatisch für alle westlichen Industrieländer – inflationsbereinigt von durchschnittlich 4 % in den 1960er Jahren auf 0,5 % im letzten Jahrzehnt zurück.

Die Frage, die sich vor diesem Hintergrund stellt, ist, ob es sich hierbei um einen Trend zur langfristigen Stagnation oder um eine Rückkehr zu einer Wachstumsnormalität handelt. Leibiger scheint letzterer Interpretation zuzuneigen, wenngleich er zugestehen muss, dass es offensichtlich an Nachfragedynamik fehlt, sodass hohe Profite „stärker als früher in Finanztitel angelegt (werden) statt in produktive Bereiche investiert“ zu werden (S. 80f.). Insofern sind auf der Grundlage der marxistischen Wachstumstheorie einige Fragen offen, die Leibiger systematisch aufzählt, darunter, ob es überhaupt Stagnationstendenzen gibt, welche Bedeutung sie für den Kapitalismus hätten, in welchem Zusammenhang die ökologische Krise und das Wachstum im Kapitalismus stehen, wie der Kapitalismus enden wird und welche Rolle das kapitalistische Wachstum dabei spielen wird (S. 123).

Letztere Frage wird von Karl Georg Zinn in seinem jüngsten Werk auf ebenfalls knappen 157 Seiten eindeutig beantwortet: Das Ende des Wachstum wird zu einem evolutiven Übergang vom Wachstums-Kapitalismus zur Stagnations-Marktwirtschaft führen, so seine Grundthese, die bereits im Titel des Buches programmatisch zum Ausdruck kommt. Grundlegend ist die Überzeugung vom „sanften Tod des Rentiers“, die Keynes in seinem Hauptwerk formuliert und theoretisch begründet hat. Zinn wie seinerzeit Keynes gehen davon aus, dass es langfristig zu Sättigungserscheinungen aufgrund relativ nachlassenden Konsums kommt. Insofern bleibt die Produktionsmöglichkeit des immer produktiver werdenden Kapitalismus langfristig hinter der Konsumtionsfähigkeit der Bevölkerung zurück. Rendite-trächtige Investitionsmöglichkeiten in der Realwirtschaft bleiben zunehmend aus oder erweisen sich als Fehlinvestitionen. Verzweifelt suchen Kapitalbesitzer und ihre Kapitalfonds Anlagemöglichkeiten in der Finanzsphäre: „Herausgekommen ist ein finanzkapitalistisches Debakel, aber keine realwirtschaftliche Akkumulationsbelegung“, resümiert Zinn

(S. 41). Laut marxistischer Theorie müsste es nun zum Ende des Kapitalismus kommen, denn „die Mehrheit der marxistisch orientierten Sozialwissenschaftler scheint sich einen Kapitalismus ohne Akkumulation und somit ohne herkömmliches Wachstum des BIP nicht vorstellen zu können oder zu wollen“ (S. 10). Zinn hat dagegen keine Probleme, sich einen Kapitalismus ohne Wachstum vorzustellen.

Der Wachstumskapitalismus hat gewissermaßen durch die von ihm hervorgerufene enorme Entwicklung der Produktivkräfte seine Schuldigkeit getan. Der nun sich in den altindustrialisierten Ländern breit machende Kapitalismus ohne Wachstum könnte als „historische Vorstufe oder Brücke zu einer Marktwirtschaft ohne Kapitalismus fungieren.“ Und die braucht man, denn „ohne Brücke kommt der historische Zug nicht ans andere Ufer“ (S. 85). Noch arbeiten allerdings rückständige und vom Status quo profitierende Kräfte daran, den historischen Zug aufzuhalten, also durch Rüstung, Zerstörung und Wiederaufbau, Hochtreiben der Verschwendung, immer intensivere Werbung und geplanten Verschleiß das Wachstum wieder anzutreiben. Insofern sieht Zinn mit dem Ende von Akkumulation und Wachstum keineswegs (sofort) das Ende des Kapitalismus gekommen, sondern als wahrscheinlichste von allen denkbaren nachindustriellen Systemzuständen sieht er eine „neofeudalistische Formation“ (S. 86). Diese kann es in einer sozialstaatlichen und einer oligarchisch-kapitalistischen Ausprägung geben. Letztere ist die Kapitalismusvariante, die Leibiger sich herausbilden sieht. Um die Entwicklung in Richtung der ersten Variante zu bewegen, plädiert Zinn dagegen für eine umfassende politische Intervention, die auf drei Säulen ruht: erstens, gleichmäßigere Einkommens- und damit Kaufkraftverteilung; zweitens, Ausweitung des Angebots an öffentlichen Gütern und Infrastrukturinvestitionen, also eine Erhöhung der Staatsquote und drittens, Arbeitszeitverkürzung entsprechend dem Produktivitätsfortschritt und zur Beseitigung eines nach wie vor bestehenden Überangebots an Arbeitskraft. Anderenfalls macht sich in der Tat die oligarchische Variante weiter breit: Bei Leugnung von Stagnationstatbeständen wird auf Deregulierung und Flexibilisierung gesetzt, um Wachstum wieder anzufachen. Damit wird der Staat weiter zurückgedrängt, die Ungleichheit steigt, die Infrastruktur unterfinanziert, öffentliche Güter privatisiert, so steigende Arbeitslosenzahlen provoziert und darauf mit überwachungsstaatlichen Praktiken reagiert (S. 109).

Als geradezu paradox empfindet es Zinn, dass angesichts voranschreitender Systemveränderungen nach wie vor überkommene wachstumsorientierte, neoklassische Deutungsmuster leitend für wirtschaftspolitisches Handeln sind. Mit Blick auf den unübersehbaren Wachstumsrückgang müssten demgegenüber diejenigen Theorien an Bedeutung gewinnen, die, wie der Keynesianismus, aber auch auf Schumpeter zurückgehende Theorien (S. 113 – 136), genau diese Entwicklung prognostiziert haben.

Zinn ist sich sicher, dass neoliberalistische Restaurationsversuche über kurz oder lang scheitern werden: „Der akkumulationsstarke Kapitalismus des 19. Jahrhunderts ist

irreversibel. Deshalb musste der neoliberalistische Restaurationsversuch scheitern“ (S. 133). Dafür spricht auch, dass immer kräftiger die ökologische Wachstumsgrenze zuschlägt.

Was wären die Rahmenbedingungen für eine wachstumsfreie Marktwirtschaft ohne Kapitalismus? Klar ist, dass es ohne Wachstum keine Kredit- und Habenzinsen mehr geben wird. „Unter Stagnationsbedingungen könnte das Nullzinsniveau zur Norm werden“ (S. 97). Für einen solchen Satz ertreten er und andere Ökonomen vor nicht allzu langer Zeit ein verständnisloses Kopfschütteln. Inzwischen dürfte es etwas anders aussehen, wenngleich die herrschende Ökonomie immer noch von einer Phase ausgeht, die alsbald überwunden würde. Der Staat müsste des Weiteren eine immer größere Rolle bei der Investitionstätigkeit übernehmen. Aber auch private Investitionen würden weiterhin getätigt werden, da der über zwei Jahrhunderte angewachsene Kapitalstock über Ersatzinvestitionen weiterhin modernisiert werden müsste und so der Innovationsprozess fortgeführt würde. „Das mag als semi-stationäre Wirtschaft charakterisiert werden, weil das BIP-Wachstum ausläuft, aber dafür werden andere Wohlstandsbereiche erschlossen (etwa mehr freie Zeit), die keinem Wachstumsbefehl mehr gehorchen müssen“ (S. 94f.).

Immer mehr Menschen erkennen, dass es mit dem Wachstum nicht einfach immer so weitergehen kann. Zum einen stößt der damit verbundene, immer höhere Konsum an Grenzen, zum anderen droht früher oder später der Kollaps des ökologischen Systems. Vor dem Hintergrund ist es kaum begreifbar, dass es aus der herrschenden Ökonomie heraus bislang kaum eine systematische Beschäftigung mit der bereits laufenden Transformation des westlichen Wirtschaftssystems gibt. Insofern stellen die beiden Bücher von Leibiger und Zinn Lichtblicke in der ansonsten dunklen ökonomischen Landschaft dar. Sicher werden keine fertigen Antworten und schon gar keine Blaupause für eine Postwachstumsgesellschaft gegeben. Es werden aber Entwicklungen problematisiert, richtige Fragen gestellt und notwendige politische Reaktionen aufgezeigt. Es bleibt zu hoffen, dass diese Debatte endlich auch zu einer umfassenden wird, die alle ökonomischen Lager erfasst, denn, so Zinn: „Vor den Bewegungsgesetzen des Industriekapitalismus gibt es auf Dauer kein Entrinnen“ (S. 137). ■

NORBERT REUTER, Berlin